

Sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer,
Sehr geehrte Mitglieder der Jury,
Meine Damen und Herren,
Lieber Matthias Brandt,

Zum Beruf des Lektors und Buchverlegers gehört es, literarische Entdeckungen zu machen. Als ich vor mehr als 40 Jahren auf die Suche ging, fiel mir auf, dass es eine ganze Reihe von künstlerischen Professionen gibt, die eine große Nähe zur Literatur haben, ohne dass dies zu einer Häufung von Schriftstellerinnen oder Schriftstellern geführt hätte. Besonders galt dies für Schauspieler. Man kannte ein paar wenige herausragende Memoiren-Bücher, z.B. Hildegard Knefs „Der geschenkte Gaul“ oder Fritz Kortners Autobiografie „Aller Tage Abend“. Aber im engeren Sinne literarisch wirklich Aufregendes war nicht zu finden.

Das erstaunte mich, denn die Überschneidung zwischen diesen beiden Kunstformen sind ja mit den Händen zu greifen: welcher Beruf etwa basiert auf einer so breiten literarischen Sozialisation wie der des Schauspielers? Es beginnt mit der bis heute obligaten Lektüre des literarischen Kanons von der Antike über Shakespeare bis zu den Klassikern der Gegenwart.

Aber mit dem Lesen ist es nicht getan: Schauspieler lernen ja, sich diese Welt der Literatur regelrecht einzuverleiben wie Partituren, in sie hineinzusteigen, um sie für sich und uns lebendig zu machen. Dazu braucht es ein regelrechtes Instrumentarium, das zuvorderst mit Sprache verbunden ist: ein Ohr für den Rhythmus, für die Melodie der Sätze, ein Sinn für die offenen und versteckten Bedeutungsebenen, ein Wissen über Bezüge zu anderen Texten, über Grammatik, über Vokabular.

Schauspielerinnen und Schauspieler sind Profis der Hermeneutik, der Wissenschaft vom Verstehen von Texten. Sie legen den inneren Sinn von literarischen Werken frei und konfrontieren diesen mit ihren Fragen – auch für uns!

Wer tut das so systematisch – außer vielleicht Literaturwissenschaftler, die dabei aber bisweilen dazu neigen, einzutrocknen.

Dann das nächste große Feld der Überschneidung: beide Berufe sind Spezialisten des Fiktiven, der Fiktion. Sie schaffen und spielen Rollen, sie bewegen sich im Konjunktiv: was wäre wenn....

Sie treten aus ihrem Leben heraus in andere Leben.

Schauspieler tun dies im Übrigen nicht nur mit dem Kopf – der Körper kommt ins Spiel: die Stimme, die Gesten.

Dadurch entsteht ein ganz intimes Verhältnis zur Sprache: zu ihrem Reichtum, ihrer Beweglichkeit, aber auch zu ihrer Verführungskraft und ihrem Täuschungspotential und – ein Dauerthema jeden Schriftstellers – für ihre Grenzen. Für ihre Berührungen mit dem Unsagbaren oder Nichtsagbaren. Sie merken schon – so breite Überschneidungen trotz des einen großen Unterschieds natürlich, der bleibt:

Der Schriftsteller sitzt vor einem leeren Blatt, wenn er beginnt. Der Schauspieler nicht. Hinzu kommt: Die Dichter sind allein, mit sich, die meisten, wenn sie arbeiten. Die Schauspielerinnen und Schauspieler sind Gruppentiere – auf der Bühne, aber auch im Arbeitskontakt mit Regisseurinnen und Regisseuren, mit Dramaturgen, mit Bühnenbildnern, Kameraleuten.

Wegen der Überschneidungen aber bin ich mein ganzes Leben herumgeschlichen um diese wunderbare Spezies von Menschen. Das Glück meines Lebens war, dass ich fündig geworden bin. Vor

Jahrzehnten fing es an mit Mario Adorf, einem Weltmeister des mündlichen Erzählens, aus dem seine zahlreichen publizierten Bände mit Geschichten hervorgingen (ein Zuckmayer-Preisträger). Dann habe ich und meine Kollegen und Kolleginnen bei Kiwi gearbeitet mit Günter Lamprecht, mit Senta Berger, mit Joachim Meyerhoff (der nächste Zuckmayer-Preisträger), mit Emine Sevgi Özdamar. Auch Zuckmayer-Preisträgerin.

Mit Angela Winkler, Adriana Altaras, Klaus Pohl, Burghart Klausner, Hannelore Elsner – um hier einige der bekanntesten deutschsprachigen Schauspieler und Schauspielerinnen zu nennen, die bei Kiepenheuer & Witsch ihre literarische Heimat gefunden haben.

Über die Jahre hat sich das Blatt dann gewendet, auch andere Publikumsverlage haben das Terrain entdeckt und präsentieren herausragende literarische Arbeiten von Schauspielern, denken Sie an Robert Seethalers Romane, an Edgar Selges Buch „Hast Du uns endlich gefunden“ oder an Josef Bierbichlers großartiges „Mittelreich“.

In dieser neu entstandenen, hybriden Welt aus Schauspiel und Literatur leuchtet als heller Stern der Name Matthias Brandt.

Man kann bei ihm kaum aufzählen, in wie vielen Facetten sich seine Arbeit als Schauspieler und die des Schriftstellers durchdringen.

Sein jüngster Triumph als Max Frischs „Gantenbein“ am BE ist nur ein weiteres Glied in einer langen Kette: mit seinem Partner, dem Musiker Jens Thomas, präsentiert er ein magisches Bühnenprogramm über E.T.A. Hoffmanns „Bergwerke von Falun“. Er hat unzählige literarische Texte als Hörbücher eingelesen, von Thomas Mann bis Ingo Schulze, von A.L. Kennedy bis Annie Proulx oder Aldous Huxley. Und wenn die Welt der Literatur selbst Gegenstand von

Filmen wurde in den letzten Jahren, dann war er oft dabei: etwa in der Rolle des leider vergessenen jüdischen Schriftstellers und Journalisten Ernst Feder in „Vor der Morgenröte“, einem Film über Stefan Zweig von Maria Schrader.

Vor kurzem habe ich sehr genau hingeschaut, - ich gebe zu: übergenau – als er in Christian Petzolds „Roter Himmel“ einen Verleger spielte, der dort meiner eigenen Arbeit nachgeht: anstrengende Lektoratsarbeit mit einem jungen Dichter in der Krise. Ich war baff. Volltreffer.

Hinzu kommen Literaturverfilmungen, z. B. Christian Petzolds Verfilmung von Anna Seghers „Transit“ – in der Matthias Brandt als Erzähler und als Barmann in Marseille brilliert.

Kurz: Matthias Brandts Grenzgänge zwischen diesen beiden Welten sind schwindelerregend und dauern schon ein Leben lang. Vielleicht sind sie ein Grund – aber wer weiß das schon, wenn es um Kunst geht – für zwei literarische Ausnahmewerke, mit denen er relativ spät in seinem Leben zum Schriftsteller geworden ist:

Der Erzählband „Raumpatrouille“ und der Roman „Blackbird“.

Beginnen wir mit den Erzählungen. Immer wieder wurden sie zur Recht dafür gelobt, wie atmosphärisch genau sie durch die Augen eines Kindes, dessen Vater gerade Bundeskanzler ist, von einer Zeit erzählen, die für uns heute Vergangenheit ist: die frühen 70er Jahre der alten Bundesrepublik, als in den Straßenbahnen noch die letzten Kriegsversehrten saßen und an den Bushaltestellen und Polizeistationen die ersten RAF-Fahndungs-Plakate hingen. Als die Hauptstadt noch unsere „kleine Stadt am Rhein“ war (John le Carré), die ZDF Hitparade mit „Mamy Blue“ von Ricky Shane den Sound der Jugend vorgab und die

Zukunft ein romantisches Versprechen war, nicht nur wegen der Mondlandung im Juli 1969. Aber das ist nur das Eine. In diesen Erzählungen geht um viel mehr.

Gleich in der ersten Erzählung „Alles anders“ sind wir mitten drin in dieser Zeit: ein langweiliger Tag im Leben des jungen Ich-Erzählers, der tagträumend in seinem Kinderzimmer mit seiner Jaguarmatic-Spielzeugpistole rumspielt und sich dann aufrappelt zu einer kleinen Tour im Park nebenan auf seinem Bonanza-Rad. Doch dann:

„Seit einiger Zeit patroullierten Wachleute auf unserem Grundstück.“ Bei Ausflügen wird der Junge seit kurzem begleitet. So muss er ihnen regelrecht ausbüchsen, wenn er alleine sein will. Glücklicherweise sitzt an diesem Tag sein Lieblingswachmann Herr Stöckel im Kabuff an der Ausfahrt, durch die er sich davon machen will, und es ergibt sich die Gelegenheit für einen freundschaftlichen Plausch. Herr Stöckel präsentiert ihm stolz einen neuen Kassetten-Recorder der Marke Saba, James Last ertönt, man teilt sich das Pausenbrot mit Teewurst und neuen Fußballinfos. Dann muss Stöckel mal raus vor die Tür, der Junge ist plötzlich allein im Raum und kann nicht anders als Stöckels Dienstpistole aus dem Schrank zu nehmen. Zuerst spielt er damit rum wie zuvor mit seiner Jaguarmatic, und dann: „Schnell setzte ich mich auf meinen Stuhl und richtete die Pistole auf die Tür. So wollte ich Stöckel empfangen, um ihm einen kleinen Schreck einzujagen.“ Sie hören richtig, meine Damen und Herren, da sitzt ein zehnjähriger Kanzlersohn mit eventuell geladener Pistole und wartet auf den ihm äußerst sympathischen Wachmann, der von nichts ahnt.

Und plötzlich ein Anfall von Jähzorn beim Jungen und der Gedanke: „Was, wenn ich wirklich schoss? Danach“, heißt es drei Sätze später, „würde alles anders sein.“ Der Moment vergeht dann, eigentlich wegen

eines Zufalls, lesen Sie selbst nochmal, warum. Der Ausflug mit dem Fahrrad kann starten, die erfundene oder wahre Geschichte (wer weiß das?) ist zu Ende. Aber mit diesem Moment hat die Geschichte ein geheimes Thema gesetzt, dass alle 14 Erzählungen des Bandes bis zu Schluss durchzieht:

Es gibt die Welt der gepflegten Ordnung, des ruhigen Vergehens der Zeit, drinnen in der Familie und auch draußen, selbst wenn sich hier Unangenehmes andeutet, für das es aber Schutzleute gibt. Und dann gibt es einen Moment, in dem plötzlich alles anders kommen könnte, ganz anders. In dem eine Katastrophe denkbar wird, in dem etwas durchbricht in die Ordnung der Welt. Der Philosoph Slavoj Žižek nennt das: der Einbruch des Realen in die Realität. Dieser Moment kann in den Erzählungen die unterschiedlichsten Gestalten annehmen: eine Krankheit. Ein veritabler Zimmerbrand. Eine Gewalttat auf dem Schulhof. Ein Fahrradunfall des Vaters, eine brutale Fußballniederlage.

Nach einer solchen Katastrophe, bei der der Junge gerade noch vor den selbstproduzierten Flammen aus seinem Zimmer gerettet worden ist, sagt der Erzähler, der natürlich nicht nur der 10-jährige Junge ist, sondern eine raffinierte Mischung aus einem erinnerten Kind und einem heutigen Erwachsenen-Erzähler:

„Dieser Moment ... war der schrecklichste, den ich bisher erlebt hatte. Er war viel angsteinflößender als das Feuer, denn es bröckelte jene Gewissheit, die das Fundament meines bisherigen Lebens gewesen war.“

Diese Evokation einer Erschütterung, durch die eine unwiederbringliche Wandlung eintritt, ist das Geschäft großer Erzähler von Heinrich Böll bis Franz Kafka oder Alice Munro: mit den Mitteln des literarischen

Erzählens uns auf die Brüchigkeit, die tiefe Unsicherheit der menschlichen Existenz zu verweisen. Dazu braucht es die Literatur – unser gewöhnliches Sprechen, selbst routiniertes wissenschaftliches Sprechen ist auf Beruhigung ausgelegt, auf Sicherheit gebende Ordnung. Freigelegt durch meisterhaftes literarisches Erzählen dagegen werden beunruhigende Erlebnisse von Abschied, Schmerz oder Ängsten, zugleich auch von Aufbrüchen, Befreiungen oder Glück – etwa der Entdeckung der Liebe in einer Politikerfamilie, in der diese Liebe hinter den Routinen des Alltags mehr als gut versteckt ist.

Literatur findet immer statt, wenn sich durch die Kunst des Erzählens auch für die Leserinnen und Leser diese Art von Durchbrüchen ereignen. Sie können in Matthias Brandts Erzählungen erleben, wie dieses, weiterhin schwer zu erklärende Wunder passiert – dass wir eintauchen in das Leben eines in diesem Fall neunjährigen Jungen, damals ... dort... - und zugleich unabwendbar wissen:

hier geht es auch um mich, hier finden Dinge statt, die auch mich betreffen. Das alte Rätsel: je individueller – desto allgemeiner!

So wird etwa aus einer Geschichte über Ansgar - ein Mitschüler und Außenseiter, der von der Freundesclique auf dem Schulhof lustvoll gequält und gedemütigt wird und zu dem der Ich-Erzähler eine heimliche Nähe und Sympathie entwickelt, ohne diese zeigen zu dürfen - eine klassische Parabel über Ausgrenzung, Sündenböcke, die Entstehung von sozialer Gewalt, Antisemitismus und darüber, wie aus Opfern Täter werden.

Wie viele Soziologen und Philosophen, nicht nur T.W. Adorno und Max Horkheimer, haben über dieses Phänomen großangelegte Studien verfasst – aber methodisch mussten sie eben alle abstrahieren und den Einzelfall hinter sich lassen, auf dem Matthias Brandt beharrt: auf

Ansgars lächerlichen Lodenumhang, den der „Kotze“ nannte. Auf die Stuyvesant-Zigaretten, die Ansgar im Bombenkrater im Wald hinter der Klinik auf eine Art und Weise rauchte, für deren grandiose Beschreibung Matthias Brandt eine ganze Seite verwendet, so dass wir als Leser spüren, welche erlittene Gewalt dieser geknechtete Junge zu überspielen versucht.

Das ist das Bezaubernde an Matthias Brandts Erzählung:

es ist eben nur fast eine Parabel, bzw.: viel mehr als eine Parabel. Es bleibt eine Geschichte über Ansgar, genannt Ansi, der keine Jingers-Jeans mit Glöckchen hatte wie alle anderen, aber dafür ein Rautenmuster aus Striemen auf dem Rücken, und den wir deswegen nicht vergessen.

Diese kunstvolle erzählerische Doppelbelichtung von unmittelbarem kindlichen Erleben und Gegenwartsblick in allen seinen Erzählungen erlaubt es Matthias Brandt im übrigen, diese zugleich zu einer Meditation über ein Lebensthema zu machen, das ihn vermutlich bis in seinen Schauspielerberuf getragen hat: Die Selbstverständlichkeit des Spielens, das Kinder Erwachsenen voraushaben. Wenn der Junge in der titelgebenden Erzählung zum Astronauten wird, in einer anderen zum Zauberkünstler, zum Feuerwehrhauptmann, zum Briefträger oder zum Fußballtorwart (denn auch dies ist nur eine Rolle, die erst mit dem Kostüm entsteht, das er sich zulegt und das ihn dann spektakulär als Torwart scheitern lässt!), lebt er in einer Welt des Dazwischen: er ist er selbst, und er ist es nicht, die Unterscheidung der Erwachsenen ist suspendiert. Der Siebenjährige sagt: „In den nächsten Wochen, bis das Kostüm nur noch in Fetzen an mir hing, lebte ich nicht mehr in dem großen weißen Haus, sondern im All... . Nie zuvor war mir die Welt so fassbar erschienen.“ Und als er sich auf seine Rolle als Zauberkünstler

für eine Familienperformance vorbereitet, heißt es zu Recht: „Aber das, was ich nun plante, hatte mit Kindereien nichts zu tun.“

Mehr als 50 Jahre später steht Matthias Brandt dann auf der Bühne des Berliner Ensembles und läßt einen Herrn Gantenbein lebendig werden, der bisweilen auch Felix Enderlin heißt oder Frantisek Svoboda – alles Erfindungen eines Erzählers, den wiederum ein Herr namens Max Frisch erfunden hat.

Und alle diese Leben werden im Roman und jetzt auf der Bühne durchgespielt, ganz aufgehen tut das alles dramaturgisch nicht, im Gegenteil – aber hier musste offensichtlich ein schweizer Dichter einen Erzähler erfinden, der den Rollen, in denen er festgeschraubt ist, entfliehen will und kann, zumindest als Erzähler. Wir erleben hier eine tiefe Sehnsucht nach Identitätswechseln, nach zweiten oder dritten Lebenswegen, um sich dem Verhängnis der Eindeutigkeit zwischen Geburt und Tod zu entziehen. Und diese verschiedenen Spiele in Max Frischs Roman spielt nun auf der Berliner Bühne wiederum ein Schauspieler, man könnte sagen, neben dem Erzähler und seinen Geschöpfen ein Spieler dritter Ordnung, der in seiner ganz anderen Rolle selbst als Schriftsteller einen rollenspielenden Jungen erfunden hat, den wir nie vergessen werden. Weil dieser uns damit eine Idee von Freiheit schenkt, die uns auch als Erwachsene stärkt.

Dies zu den Erzählungen, die uns einen plötzlichen Blick eröffnen, wie ein Blitzschlag auf die Metamorphosen des Lebens. Ein Roman dagegen läßt uns den Verlauf der Zeit selbst erfahren und spüren. Und auch hier hat Matthias Brandt aus dem Stand eine zweite Meisterleistung vollbracht, indem er uns mitnimmt auf die Reise des 15-jährigen Morten Schuhmacher ins Erwachsenenleben, in eine Welt, in der die großen Themen als Prüfungen auf Morten warten, nicht weniger als der Tod und

die Liebe, aber auch die Einsamkeit und ihr Gegenteil, die Kraft der Freundschaft.

Morten Schuhmachers bester Freund stirbt im Verlauf dieses knappen Jahrs, mit Jacqueline Schmiedebach beginnt und endet eine erste Liebe, mit der Schornsteinfegerin Steffi startet eine zweite, ganz andere.

Mit der Trennung der Eltern erlebt er den Wandel von Geborgenheit zur Fremdheit und Verlust, mit seinen Freunden Jan und Walki Beistand und Hilfe. Aber das ist eine dürre Zusammenfassung, die das unvergessliche Leseerlebnis fast zerstört.

Denn dieses entsteht erst durch die Stimme dieses 15-jährigen Morten: cool, wahrhaftig, frech, witzig, eigensinnig, unbestechlich, mutig, nie wehleidig – selbst wenn nichts mehr geht.

Jetzt werde ich kurz persönlich: eine solche Stimme konntest nur Du erschaffen, Matthias. Dazu braucht es Deinen eigenen Witz. Deinen Dir von wem auch immer eingebauten Widerwillen gegen Egomane und Alleswisserei, gegen Selbstbeweihräucherung.

Mein langjähriger Eindruck von Dir, es klingt komisch: selbstbewusste Bescheidenheit.

(Es gäbe viele Gründe in Deinem Leben für das Gegenteil, von der familiären Herkunft bis zu Deinen künstlerischen Leistungen, von den Preisen, der öffentlichen Anerkennung, den Einschaltquoten bis zu der nie versiegenden Verführungskraft der Medien.)

Es ist eine Bescheidenheit, die verbunden ist mit dem Wissen um das eigene Können und –noch wichtiger - mit dem Wissen um die Grenzen des eigenen Könnens

Damit wieder zurück zum Roman:

Bescheidenheit ist nämlich eine treffliche Voraussetzung für literarisches Schreiben. Große Romane trumpfen nicht auf (manche Figuren, über

die erzählt wird, schon!). Lesenswerte Romane verkünden keine allgemeinen Wahrheiten. Romane stellen eher Fragen, als dass sie Antworten verkünden. Romane sind nicht zuständig für „den Menschen“ im Allgemeinen, sondern z.B. für Steffi, die als Kind mal von einer Mistgabel aufgespießt worden ist. Erzählt werden immer nur Geschichten, Romane sind ein Trainingsprogramm gegen Besserwisserei und für die hohe Kunst der Neugier. Übrigens auch gegen die Verstiegheiten sogenannter Identitätspolitik, in der immer schon alle alles wissen und alles feststeht: Wer ist Opfer? Wer ist Täter? Wenn Schülerinnen und Schüler für das Erreichen eines solchen Lernziels zugleich den Realschulabschluss in Baden-Württemberg erhalten, - dort ist „Blackbird“ Schulstoff – haben sie etwas sehr Gutes gelernt.

Ein Abschluss-Hinweis: auch erfundene Leben, fiktionale Geschichten, Romane entstehen nicht nur aus den Lebenserfahrungen eines Autors, sondern sie haben Kontakte zu Roman-Kollegen, manchmal sogar gute Freunde.

Der beste Freund von „Blackbird“ ist J.D. Salingers „Der Fänger im Roggen.“ Muss man nicht wissen, aber wenn man dieses Wunder von Roman gelesen hat, macht die Lektüre von „Blackbird“ noch mehr Freude. Salingers Held Holden Caulfield ist nicht nur so alt wie Motte. Auch er gerät – in einem anderen Land und in einer anderen Zeit – in Verzweiflung, die ihn bis in die Psychiatrie bringt. Auch er irrt orientierungslos durch eine Stadt. Auch er erlebt früh den Tod eines geliebten Gefährten, seines Bruders Ally. Der Sozialkundelehrer Meinhard Vogt aus „Blackbird“ (meine Lieblingsfigur) heißt dort Mr. Antolini. Auch Holden hört irgendwann auf zu sprechen. Und Mortens Kleinstadt-Schwimmbad ist bei Holden Caulfield der Teich im Süden des

New Yorker Central Parks. Aber das sind nur Ähnlichkeiten des Plots (neben vielen Unterschieden), entscheidend ist: beide Autoren finden in den Umbrüchen der Pubertät für uns die Umbrüche des Lebens selbst. Und beide geben uns durch ihre Erzählkunst (Holden Caulfield ist mir manchmal einen Tick zu altklug) Kraft und Freude für unsere eigenen Lebensreisen. Denn das ist der Effekt von großen Romanen, von denen einer nicht zufällig „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ heißt: uns durch die Sprache, durch das Erzählen das Vergehen der Zeit spüren zu lassen, dem wir alle unterworfen sind und dieses zugleich zu bannen. Das Vergehen der Zeit, das wir gerne übersehen oder verdrängen, denn dieser Fluss der Zeit hält nicht nur Glücksmomente für uns bereit, sondern auch Schrecken und Ängste.

Aber nur durch sie gelangen wir an diesen Strom, den wir Leben nennen und der uns selbst als Leser lebendig werden lässt. Ein Geschenk, für das die Kunst zuständig ist.

J. D. Salinger hat wie Du, Matthias, in seinem Leben nur wenige Bücher veröffentlicht, einen Roman und 3 Bände mit Erzählungen. Wenn man also nachzählt und vergleicht, bleibt da noch eine kleine Lücke, die Du füllen könntest, wenn es sich ergeben sollte.

Ich gratuliere Dir herzlich zum Zuckmayer Preis 2024.